

Israel – Ein Land voller Gegensätze

Zum Jahreswechsel 2016/2017 hatte ich das Glück, meine Ferien in Israel verbringen zu dürfen. Ich besuchte vorrangig meine Verwandten, eine Großtante mit ihrer Familie, die in Aschkelon wohnen. Wie die meisten Bewohner Aschkelons, einer Stadt, die zirka 10 Kilometer vom Gazastreifen entfernt ist, sind sie russischsprachige Juden, die Mitte der neunziger Jahre ausgewandert sind, allerdings nicht wirklich gläubig.

Der Grund für diese durchaus große Auswanderungswelle liegt nicht wirklich auf der Hand. Der Staat Israel existierte schon über 40 Jahre, die Lebenshaltungskosten waren schon damals (vor allem für postsowjetische Verhältnisse) ziemlich groß, alle jungen Menschen mussten Militärdienst ableisten und vor allem war Israel ein religiös geprägtes Land. Trotzdem kamen zirka anderthalb Millionen zumeist säkulare Juden, faktisch Menschen, die mit ihrer Religion kaum mehr etwas zu tun hatten, aus den GUS-Staaten nach Israel.

Diese Tante meiner Mutter beschreibt ihren Werdegang nachdem sie aus Weißrussland wegzog ziemlich unspektakulär. Sie, studierte Ingenieurin, nebenberufliche Hebräisch-Lehrerin kam mit einem Touristenvisum nach Israel, sie besuchte eine Tagung für Hebräisch-Lehrende, und ja – dann beschloss sie zu bleiben. Das war 1992. Ihren Bruder (meinen Großvater) verschlug es beruflich nach Deutschland – auch er blieb dort.

Aber die meiner Familie sind und bleiben im Vergleich zu anderen wahre Wohlfahrtsfälle, es gab auch Menschen, die ihre prekäre Lage in der UdSSR sehr gerne mit der schillernden, aber teuren israelischen Realität auswechselten. Gerade auch, weil sie das Recht dazu hatten, eben aufgrund ihrer jüdischen Wurzeln. Der zionistische Staat gewährt dieses Recht jedem, der auch nur ein jüdisches Großelternstück vorzuweisen hat, selbst ich hätte noch Recht auf eine Staatsbürgerschaft, obwohl ich mit dem Judentum nichts zu tun habe.

Auf meiner Reise in und durch dieses besondere Land, das wohl wie kein anderes von Migration, Rassismus und Flucht geprägt ist, fiel mir einiges auf, das ich hier in kurzen Szenen zusammenfassend beschreiben will und was durchaus zum Nachdenken anregen soll. Alles ist wirklich so passiert, es ist aber nicht wirklich chronologisch sortiert oder wörtlich übernommen.

SZENE 1

Ich stehe am Münchener Flughafen, genauer gesagt im Terminal 1, in genau dem Terminal, das auf meinem Ausdruck zur Buchungsbestätigung als Check-in-Bereich aufgeführt ist. Voller Verwunderung merke ich dann, dass die Abflugtafel uns, also mich und meine Mutter, zum „Abflugbereich F“ weiterleitet, einer separaten Wellblechbaracke, zu der man ungefähr zehn Minuten durch eisige Kälte laufen muss. Wie ich auf dem Fußmarsch dorthin auf der Webseite des Münchener Flughafens lese, wurde dieser „Bereich F“ für die „sicherheitsgefährdenden Flüge“ gebaut. Nun ja – das fängt ja schon mal gut an, denke ich.

SZENE 2

Am Tel-Aviver Flughafen Ben Gurion angekommen, werden wir heimgefahren, also mit einem Auto 40 Minuten lang über die Autobahn in Richtung Süden. Ich merke, dass wir schon das halbe Land durchfahren haben, groß ist es also nicht. In Aschkelon gehen wir zunächst einkaufen, in einen gewöhnlichen russischen Supermarkt, wie jeder andere es dort auch ist. Der ist besser sortiert als jeder Einkaufsladen, den ich in Russland gesehen habe – und ja – in Aschkelon braucht man kein

Hebräisch, jeder kann dort Russisch.

SZENE 3

Es ist der 24. Dezember und ich fahre mit einer russischsprachigen Exkursion nach Bethlehem. Beim Passieren des berühmten Grenzwalles zwischen Israel und dem Westjordanland sticht mir ein Schild ins Auge. Auf diesem Schild steht dreisprachig (Hebräisch und Arabisch sind Amtssprachen, also sind alle Verkehrsschilder hier schon mal zweisprachig, hier kommt noch mal der Internationalität halber Englisch hinzu): „Entrance to palastinian [sic!] authority territories, no passage for Israeli citizens“.

SZENE 4

Ich stehe nach verschiedenen Kontrollen auf dem Marktplatz von Bethlehem, vor einem riesigen Tannenbaum aus Plastik. Wir warten auf Einlass in die Geburtskirche, einem der größten Heiligtümer der Christen. Gleichzeitig singt der Muezzin. Ich befinde mich am Heiligen Abend, einem Hochfest der Christen, in einer arabisch-muslimischen Stadt, in einem Gebiet, das vom jüdischen Israel beansprucht wird – eine Erfahrung für sich.

SZENE 5

Nach Besichtigung der Grabeskirche in Jerusalem, die von fünf verschiedenen Konfessionen, die auch traditionell verschiedene Sprachen sprechen, benutzt wird, stehe ich vor der Klagemauer. Es ist Sabbat, auf hebräisch „Schabbat“, unser Samstag, der letzte Tag des israelischen Wochenendes. Hier beten Männer und Frauen getrennt, an der selben Wand. Ich ziehe mir eine Kippa an und zücke mein Handy, um die Szene zu photographieren. Ein freundlicher Sicherheitsbeamter klärt mich darüber auf, dass so etwas am Sabbat verboten sei. Wie ich später lese, ist für streng gläubige Juden am Sabbat so ziemlich alles verboten, was „Arbeit“ verursache: Autofahren, auf Knöpfe drücken, Kochen....

SZENE 6

Wir fahren gemeinsam mit meiner Großtante zum Toten Meer, durch die Wüste. Hier leben unter anderem, teilweise nomadisch, teilweise in Hütten, Beduinen. Am Straßenrand sehen wir einige Vertreter dieser Volksgruppe mit Kamelen.

Am Toten Meer angekommen, steigen wir auf einen Aussichtshügel. Vor uns liegt es, das tiefstgelegene Gewässer der Welt. Fast zum Greifen nahe dahinter: Jordanien, ein Land, zu dem Israel keine diplomatischen Beziehungen pflegt.

SZENE 7

Es ist der erste Tag des jüdischen Hannukah-Festes. Es werden Kerzen auf einem Kerzenleuchter entzündet. Danach steht das Festessen an. Es gilt also auch im Judentum, stellen wir fest: Religion ist immer eine Vorbereitung zum Essen.

SZENE 8

Ich stehe an einem Grenzübergang zum Gazastreifen, dem „Erez Crossing Point“. Leer ist es hier, nichts ist übrig von dem Krieg, der hier noch vor zwei Jahren tobte, außer mobilen Bunkern, die man an jeder Straßenecke hier sieht. In fast schon absurder Weise zeigen sich mir in diesem Moment die Irrationalitäten des dortigen Alltags auf, in der Nähe sind Picknicktische aufgestellt und es fährt ein Bus mit Arbeitsmigranten durch den Grenzübergang – das ist normal hier. Sarkastisch steht auf dem Omnibus: Sunshine Tours.

SZENE 9

Wir wurden eingeladen zum Bowling, in ein Einkaufszentrum, das bis auf die Taschenkontrollen am Eingang, unseren Shopping-Malls ziemlich ähnelt. Neben uns spielt eine offenbar arabische Familie. Plötzlich werden wir von einem lauten Lautsprecher gesang unterbrochen. Die Auflösung: nebenan zündet ein Rabbi die zweite Hannukah-Kerze an. So ist es also, das Zusammenleben der Kulturen und Religionen.

SZENE 10

Meine Großtante, meine Mutter und ich sitzen im Auto und verlassen das malerische Städtchen Jaffa, das traditionell arabisch geprägt ist. Tel Aviv, ein einstiger Vorort von Jaffa wurde in den fünfziger Jahren mit eben diesem Jaffa vereinigt, also eine jüdisch-hebräische Stadt mit einer arabisch-sunnitischen Stadt. In Deutschland kannten wir solche Debatten nur, als man Villingen mit Schwenningen fusionieren hat lassen, einer evangelischen und einer erzkatholischen Stadt. Meine Großtante beschwert sich über den aggressiven Fahrstil der Autos, die neben ihr fahren. „Das sind die Araber“, sagt sie, nicht zum ersten Mal während unseres Aufenthaltes. Sie schließt an: „Ja, ich bin eine Rassistin, aber es ist schwierig, in Israel zu leben, ohne dabei rechts zu werden.“ Überdenkend murmelt sie: „Aber die Juden sind auch nicht besser, vor allem die, die dunkelhäutig sind; am zivilisiertesten sind immer noch die russischstämmigen“. Ich bekomme das Gefühl nicht los, dass sich alle hassen, sogar die Juden untereinander. Gleichzeitig entsteht aber auch eine Art Fragmentierungs- und Sammlungszwang. Meine Großtante hat nie in Russland gewohnt, sie ist aus Weißrussland ausgewandert und hätte sich nie als „russischstämmig“ bezeichnet, wäre da nicht diese Situation.

SZENE 11

Ich stehe vor dem Ufer des See Genezareth und sehe vor mir die besetzten Golan-Höhen. Es bestätigt sich die Annahme, dass in Israel überall nur Grenzen seien. 40 Kilometer von hier tobt einer der blutigsten Kriege. Der syrische Bürgerkrieg. Ich setze mich auf einen Stein und esse mein mitgebrachtes, koscheres Butterbrot.

Es ist für mich einiges klar geworden. Ohne Migration, Flucht und Vertreibung gäbe es dieses Land gar nicht. Trotzdem gibt es hier so viel Koexistenz, wenn auch nicht immer friedlich. So viele Völker, Religionen, Sprachen und Identitäten, aber alle leben nebeneinander vorbei. Irgendwie hassen sich alle. Die Reise dorthin ist eine Erfahrung für sich, man kann sich nur wiederholen.